

## Zeitspannen, Zeiträume des Alters

Andreas Kruse, Heidelberg

### (I) Eine anthropologische Annäherung

Begonnen wird mit einer anthropologischen Annäherung an das Alter. Diese umfasst sieben Themen:

(1) Das Thema der *Selbstgestaltung*. Dieses Thema verliert im Alter eben nicht an Bedeutung, sondern wirkt auch in dieser Lebensphase fort, wobei die Selbstgestaltung mehr und mehr durch den Lebensrückblick beeinflusst ist, durch eine „Spurensuche“ (Francesco Petrarca) also, die im günstigen Falle in die Ich-Integrität mündet (Erikson & Erikson, 1997). Dies heißt, dass sich Menschen auch im hohen und sehr hohen Alter vom Motiv leiten lassen, ihr Leben bewusst zu gestalten – und dabei ihren Werten, Zielen und Bedürfnissen zu folgen (Bühler, 1959); ein in der Psychologie mit dem Begriff der Autogenese umschriebener Prozess (Jüttemann, 2002). Dies heißt aber auch, dass im Falle einer (befürchteten oder eingetretenen) Einengung der Selbstgestaltung – sei es aufgrund von Krankheiten und damit assoziierten funktionellen Einbußen, sei es aufgrund des Verlusts eines motivierenden, Teilhabe sichernden und unterstützenden sozialen Netzwerks – Reaktionen des Individuums in Gang gesetzt werden können, so zum Beispiel Protest und Anklage oder aber Selbstvorwürfe, abnehmendes Engagement, Antriebsverlust, Niedergeschlagenheit (Thomae, 1966). In diesem Kontext sei nur angedeutet, dass wir Verhaltensauffälligkeiten vielfach als „Verhaltensstörungen“ interpretieren, ohne zu fragen, ob diese nicht auch durch die erlebte Einengung der Selbstgestaltung bedingt oder mitbedingt sind. Dies gilt übrigens auch für Verhaltensauffälligkeiten bei demenzkranken Menschen.

Die Selbstgestaltung des Menschen wurde von Plotin (geboren 205 n. Chr. in Oberägypten, gestorben 270 n. Chr. in Kampanien) einmal wie folgt umschrieben:

„Kehre ein zu dir selbst und sieh dich an. Und wenn du siehst, dass du noch nicht schön bist, so mache es wie der Bildhauer, der von einer Statue, die schön werden soll, hier etwas fortmeißelt, dort etwas glättet und da etwas reinigt, bis er der Statue ein schönes Gesicht gegeben hat. So mach' du es auch: Nimm weg, was unnütz, richte gerade, was krumm ist, reinige, was dunkel ist und mache es hell. Lass nicht ab, an deiner eigenen Statue zu wirken, bis dir der göttliche Glanz der Tugend aufleuchtet und du sie auf ihrem heiligen Sockel stehend erblickst“ (Plotin, 1986, S. 184).

William Stern (1871-1938), der Begründer der Differentiellen Psychologie, wertet die „Plastik“ der Persönlichkeit, das heißt deren Lern- und Anpassungsfähigkeit wie auch deren Veränderungsfähigkeit, als Grundlage der Selbstgestaltung: „Das, was wir ihre Bildsamkeit nennen, ist nicht ein beliebiges Sich-kneten-Lassen und Umformen-Lassen, sondern ist wirkliche Eigendisposition mit aller inneren Aktivität, ist ein Gerichtet- und Gerüstetsein, das die Nachwirkungen aller empfangenen Eindrücke selbst zielmäßig auswählt, lenkt und gestaltet“ (1923, S. 156). Wobei William Stern zugleich unterstreicht: „Was in den Taten eines Menschen lebt, ist nicht nur er selbst – das absolut Schöpferische ist ihm versagt –, sondern ist zugleich die Welt, die ihn umspannt wie ein elastischer Ring“ (1923, S. 185). In der heutigen Psychologie wird vor allem mit dem Begriff des „flexiblen Selbst“ der Prozess der Selbstgestaltung umschrieben – wobei dieser Begriff auf die Plastizität, das heißt die Anpassungsfähigkeit und Veränderungsfähigkeit, mithin die schöpferischen Kräfte des Selbst deutet (Brandstädter, 2007).

(2) Zugleich sind die *Grenzen der Selbstgestaltung* im Falle ausgeprägter Verletzlichkeit, so im Falle schwerer Krankheit oder im Sterbeprozess, zu erkennen und anzuerkennen. Mit Grenzen der Selbstgestaltung ist dabei allerdings nicht gemeint, dass sich Menschen nun ganz aufgeben müssten. Vielmehr ist mit den Grenzen der Selbstgestaltung die Verbindung von Selbstständigkeit und Selbstverantwortung einerseits mit bewusst angenommener Abhängigkeit (Kruse, 2005) andererseits angesprochen. Die bewusst angenommene Abhängigkeit ist dabei aus zwei unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten: Zum einen gewinnt sie dann an Bedeutung, wenn das Individuum aufgrund von Beeinträchtigungen in seiner Selbstständigkeit eingeschränkt ist, zum anderen wird sie wichtig, wenn das Individuum den Wunsch verspürt, „loszulassen“ und sich dabei einer „sorgenden Gemeinschaft“ zu überantworten, ein Verlangen, das vor allem im Sterbeprozess erkennbar ist, das aber auch in Phasen körperlicher, seelischer und geistiger Erschöpfung beobachtet werden kann und erfüllt werden sollte – ohne dabei die noch bestehenden, wenn auch vielleicht deutlich eingeschränkten Ressourcen für ein selbstständiges und selbstverantwortliches Leben zu übergehen. Für diese Mischung von Selbstständigkeit und Selbstverantwortung mit bewusst angenommener Abhängigkeit – eben als Ausdruck der Selbstgestaltung bei ausgeprägter Verletzlichkeit – findet sich ein eindrucksvolles literarisches Beispiel. Am 8. August 1903 richtet Rainer Maria Rilke an Lou Andreas-Salomé einen Brief, in dem er die Fähigkeit und Bereitschaft des Menschen, „loszulassen“, anspricht:

„Tage gehen hin und manchmal höre ich das Leben gehen. Und noch ist nichts geschehn, noch ist nichts Wirkliches um mich; und ich theile mich immer wieder und fließe auseinander, - und möchte doch so gerne in *einem* Bette gehen und groß werden. Denn, nichtwahr, Lou, es soll so sein; wir sollen wie ein Strom sein und nicht in Kanäle treten und Wasser zu den Weiden führen? Nichtwahr, wir

sollen uns zusammenhalten und rauschen? Vielleicht dürfen wir, wenn wir sehr alt werden, einmal, ganz zum Schluß, nachgeben, uns ausbreiten, und in einem Delta münden.“ (Aus: Rilke und Andreas Salomé, 1989, S. 98 f)

(3) Das Alter ist, wie die anderen Lebensphasen auch, aus der Integration zweier Perspektiven zu betrachten: der *Potentialperspektive* einerseits, der *Verletzlichkeitsperspektive* andererseits. Es wird also sowohl nach den Stärken, Entwicklungs- und positiven Veränderungsmöglichkeiten als auch nach der Verletzlichkeit gefragt, wobei sich die Verletzlichkeit in körperlicher und kognitiver, aber auch in sozialer Hinsicht zeigen kann. Diese zweifache oder doppelte Perspektive muss eigentlich in allen Lebensaltern eingenommen werden, aber sie ist im hohen und sehr hohen Alter von besonderer Bedeutung, da in dieser Lebensphase vor allem die körperliche Verletzlichkeit erkennbar zunimmt. Nur darf dies nicht heißen, dass man das Alter allein oder primär aus der Perspektive der Verletzlichkeit betrachtet; vielmehr sind auch immer die möglichen Stärken, die Entwicklungspotentiale mitzudenken, die sich gerade auch in der psychischen Verarbeitung der Verletzlichkeit zeigen (siehe dazu die Beiträge in Kruse, Rentsch & Zimmermann, 2012).

(4) Wie in anderen Lebensphasen, so stellen sich auch im Alter Entwicklungsanforderungen, besteht auch im Alter eine *Entwicklungsnotwendigkeit* (Heuft, Kruse & Radebold, 2006) – das in Teilen veränderte Rollen- und Tätigkeitsspektrum, das in Teilen veränderte soziale Netzwerk, die späte Freiheit nach Berufsaustritt, aber auch die erhöhte Verletzlichkeit und schließlich die immer deutlicher in den Vordergrund tretende Endlichkeitsthematik sprechen für die Entwicklungsnotwendigkeit. Wenn es Menschen gelingt, mit Blick auf die genannten Aufgaben, Anforderungen und Chancen seelisch-geistige Entwicklungsschritte zu vollziehen, dann werden sich immer wieder Situationen einstellen, in denen alte und sehr alte Menschen ihr Leben als stimmig und erfüllt erfahren (Lehr, 2010).

(5) Auch mit Blick auf die *eigene Endlichkeit* wird hier ausdrücklich von der Entwicklungsnotwendigkeit – wie auch von der Entwicklungsmöglichkeit – gesprochen. Es wird dabei von der Annahme ausgegangen, dass die eigene Endlichkeit den Menschen spätestens dann, wenn er diese als unmittelbar bedeutsam erlebt (und nicht nur abstrakt denkt), vor besondere emotionale und kognitive Anforderungen stellt. Die eigene Endlichkeit lässt den Menschen nicht – wie bisweilen angenommen wird – gleichgültig. Die Vorstellung, nicht mehr auf dieser Welt zu sein, nicht mehr zu leben, ist für den Menschen alles andere als trivial. Zudem kann in dem Tod sowohl ein Ende als auch ein Ziel gesehen werden (das lateinische *finis* lässt sich ja in zweifacher Hinsicht übersetzen), sodass man individuelle Entwicklung nicht nur von der Konzeption und Geburt, sondern eben auch *vom Tod her verstehen* sollte: Wir entfernen uns nicht nur immer weiter von unserem Ursprung (wie dieser durch Konzepti-

on und Geburt definiert ist), sondern wir nähern uns auch immer mehr dem Ende, dem Ziel unseres Lebens, das durchaus als Rückkehr zum Ursprung oder aber als Übergang gedeutet werden kann. Im Kontext einer derartigen Deutung der letzten Lebensphase treten die Entwicklungsnotwendigkeit und die Entwicklungspotentiale noch deutlicher hervor (Kruse, 2012).

(6) Für eine Anthropologie ist die *Bezogenheit* des Individuums auf andere Menschen zentral – und dies gilt selbstverständlich auch für das hohe und sehr hohe Alter. In den Arbeiten des Theologen und Philosophen Knud Ejler Løgstrup (1989) sowie des Philosophen Emmanuel Levinas (1990) wird der unbedingte Anspruch *des Anderen* hervorgehoben, der dem eigenen Anspruch vorgeordnet sei – damit wird der Fürsorge, der Mitverantwortung, dem Engagement des Individuums für andere Menschen besondere Bedeutung für das gelingende Leben beigemessen. Mit Blick auf das Alter lässt sich diese Aussage noch weiter konkretisieren, und zwar in Richtung auf die erlebte Verantwortung älterer Menschen für *nachfolgende Generationen*. Warum liegt diese Konkretisierung nahe? Sie ergibt sich vor dem Hintergrund der Ressourcen, die ältere Menschen im Lebenslauf entwickelt haben und die sie auch in den Dienst der nachfolgenden Generationen stellen können. In diesem Kontext gewinnt das von Erik Homburger Erikson schon im Jahre 1950 eingeführte Konstrukt der *Generativität* besondere Bedeutung: Die von Erikson angesprochene innere Beschäftigung mit der Zukunft nachfolgender Generationen wie auch mit der Frage, in welcher Weise diese durch eigenes Handeln gefördert werden kann (Erikson & Erikson, 1997), gewinnt für eine Anthropologie des Alters großes Gewicht. Dabei ist mit diesem Konstrukt auch angedeutet, dass Alter im Kontext der intergenerationalen Beziehungen betrachtet werden muss.

(7) Schließlich ist für eine Anthropologie der Verantwortungsbegriff wichtig: Es geht um die Frage, in welchen *Verantwortungsbezügen* Menschen stehen (v. Nell-Breuning, 1987). Mit Blick auf diese Verantwortungsbezüge kann von einer *coram*-Struktur gesprochen werden (Kruse, 2005), wobei der *coram*-Begriff andeutet, dass wir uns mit unseren Entscheidungen und Handlungen rechtfertigen: vor uns selbst, vor anderen Menschen, vor der Schöpfung. Die Rechtfertigung vor uns selbst ist mit dem Begriff der *Selbstverantwortung* gemeint, die Rechtfertigung vor anderen Menschen mit dem Begriff der *Mitverantwortung*, die Rechtfertigung vor der Schöpfung mit dem Begriff der *Nachhaltigkeits-Verantwortung*. Wenn von der Nachhaltigkeits-Verantwortung gesprochen wird, dann heißt dies, dass der Blick immer auch auf die nachfolgenden Generationen gerichtet ist – auf jene Generationen, die heute leben, wie auch auf die Generationen, die heute noch nicht leben. Zudem sind hier alle Entscheidungen und Handlungen zu nennen, die auf die Erhaltung unserer Schöpfung gerichtet sind – und dies mit dem Ziel, gute Lebensbedingungen für die nachfolgenden Generationen zu schaffen.

## (II) Verantwortungsdiskurs – die *coram*-Struktur der Verantwortung im Alter

Die wissenschaftlichen Befunde zu den Potentialen und zur Verletzlichkeit im Alter bilden den theoretisch-empirischen Kontext eines Verantwortungsdiskurses, der nun mit Blick auf das hohe und sehr hohe Alter geführt werden soll. Drei Verantwortungsbezüge werden hier unterschieden: Den ersten bildet die *Selbstverantwortung* oder *Selbstsorge*, das heißt die Verantwortung des Individuums für sich selbst, den zweiten die *Mitverantwortung* oder *Fürsorge*, das heißt die Bereitschaft des Individuums, sich für andere Menschen und die Gesellschaft einzusetzen, den dritten die *Nachhaltigkeitsverantwortung*, das heißt die Bereitschaft des Individuums, sich für die Wahrung der Schöpfung einzusetzen, die Rechte und Bedürfnisse nachfolgender Generationen ausdrücklich zu achten und in das eigene Handeln einzubeziehen.

Das Alter in den Kontext dieser drei Verantwortungsbezüge zu stellen, bedeutet, nach den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen wie auch nach den Lebensverhältnissen und der Eigeninitiative des Individuums zu fragen, die im gesamten Lebenslauf gegeben sein müssen, damit ein selbstverantwortliches und mitverantwortliches Leben bis in das hohe und sehr hohe Lebensalter möglich ist (siehe Beiträge in Kruse, 2010b).

### *Lebensverhältnisse im gesamten Lebenslauf*

Um mit den Lebensverhältnissen zu beginnen: Die bereits angesprochenen engen Beziehungen zwischen Bildungsstand, finanzieller Ausstattung, Prävention und gesundheitlicher Versorgung im Lebenslauf einerseits und Lebenserwartung, Gesundheitszustand sowie Grad der Selbstständigkeit im Alter andererseits weisen auf die überaus große Bedeutung der Lebensverhältnisse für ein selbstverantwortliches Leben im Alter hin (siehe Beiträge in Naegele, 2010). Zudem konnte der Nachweis erbracht werden, dass die Teilhabe des Menschen im Alter von den im Lebenslauf gegebenen Lebensverhältnissen beeinflusst ist. Und schließlich ist festzuhalten, dass auch das individuelle Anspruchsniveau im Alter – definiert als Überzeugung, den eigenen Alternsprozess mitgestalten zu können, weiterhin definiert als die an die infrastrukturelle Umwelt gerichtete Erwartung, wirksame Unterstützung in Problemlagen zu erhalten – durch die im Lebenslauf bestehenden Lebensverhältnisse mitbestimmt ist: Hat das Individuum bereits in früheren Lebensaltern kaum Ansprüche an Institutionen artikuliert und nur geringe Unterstützung durch diese erhalten, dann ist auch im Alter das entsprechende Anspruchsniveau eher gering, dann wird das Altern zudem eher als ein schicksalhafter Prozess gedeutet, der nur geringe Gestaltungsspielräume bietet.

### *Zugang zum öffentlichen Raum*

Um mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen fortzusetzen: Deren Bedeutung für die Lebensgestaltung im Alter zeigt sich vor allem mit Blick auf die Mitverantwortung im Alter, die verstanden werden soll als Zugang zum öffentlichen Raum und als dessen aktive Mitgestaltung. Der öffentliche Raum beschreibt dabei in den Worten von Hannah Arendt (1906-1975) jenen Raum, in dem sich Menschen in ihrer Vielfalt begegnen, sich in Worten und Handlungen austauschen, etwas gemeinsam beginnen – und dies im Vertrauen darauf, von anderen Menschen in der Einzigartigkeit des eigenen Seins erkannt und angenommen zu werden, sich aus der Hand geben zu können (Arendt, 1960). Dabei ist bei älteren Menschen nicht selten die Sorge erkennbar, gerade im Falle körperlicher Einschränkungen von anderen Menschen abgelehnt, ganz auf das Körperliche reduziert, in den seelisch-geistigen und sozialkommunikativen Qualitäten und damit in der Einzigartigkeit des eigenen Seins nicht mehr erkannt und anerkannt zu werden – somit aus dem öffentlichen Raum ausgeschlossen zu sein, diesen nicht mehr mitgestalten zu können, das Bedürfnis nach Mitverantwortung nicht mehr verwirklichen zu können. In jenen Fällen, in denen sich ältere Menschen aus dem öffentlichen Raum ausgeschlossen fühlen – sei es, dass sie offen abgelehnt werden, sei es, dass sie auf verborgene Ablehnung stoßen –, beraubt sich unsere Gesellschaft eines Teils ihrer Vielfalt. Das mitverantwortliche Leben wird von den meisten älteren Menschen als Quelle subjektiv erlebter Zugehörigkeit, von Wohlbefinden, von persönlichem Sinnerleben verstanden. Nicht allein die soziale Integration ist für ältere Menschen bedeutsam, sondern auch und vor allem das aktive Engagement für andere Menschen, vor allem der nachfolgenden Generationen – gerade in diesem kann sich das (bereits angesprochene) Generativitätsmotiv verwirklichen. Das Ausgeschlossen sein aus dem öffentlichen Raum muss sich aus diesem Grunde auch negativ auf die psychische Situation, auf das Lebensgefühl des Menschen auswirken.

### *Generativität*

Hier nun ist es sinnvoll, den dritten der von uns differenzierten Verantwortungsbezüge zu nennen: Die Verantwortung des Menschen für die Wahrung der Schöpfung, für die Rechte und Bedürfnisse nachfolgender Generationen. Es wurde ja schon dargelegt, dass sich die Zusammenarbeit von Jung und Alt in der Arbeitswelt wie auch im bürgerschaftlichen Engagement als besonders kreativitäts- und produktivitätsfördernd erweist. Dies ist zum einen damit zu erklären, dass Angehörige verschiedener Generationen unterschiedliche Sicht- und Handlungsweisen ausgebildet haben – eine Vielfalt, die der Lösung von Aufgaben und Problemen nur gut tun kann (unter der Bedingung allerdings, dass Offenheit für die Sicht- und Handlungsweisen der jeweils anderen Generation gegeben ist). Dies ist zum anderen darauf zurückzuführen, dass in der Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Generationen kompetitive oder rivalisierende Einstellungen aufgegeben werden können – wenn denn die

gegenseitige Achtung sichergestellt ist. Und schließlich ist zu berücksichtigen – dieser Punkt kann nicht häufig genannt werden –, dass bei älteren Menschen vielfach das Motiv erkennbar ist, sich als Teil einer Generationenfolge zu erleben und innerhalb dieser Generationenfolge Verantwortung zu übernehmen, wobei Verantwortung auch bedeutet, sensibel für die Rechte und Bedürfnisse nachfolgender Generationen zu sein und diese in eigenen Entscheidungen und Handlungen ausreichend zu berücksichtigen: Wir treten in eine Welt ein, in der zahlreiche Generationen vor uns gelebt und gewirkt haben, und wir scheiden aus einer Welt, in der nach uns noch zahlreiche Generationen leben und wirken werden – dieses auf Hans Blumenberg (1920-1996) zurückgehende Sprachbild eignet sich dazu, die eigene Generation als Teil einer Generationenfolge zu veranschaulichen und zugleich deutlich zu machen, welche Verantwortung wir auch mit Blick auf die nachfolgenden Generationen tragen, wenn wir Entscheidungen treffen, wenn wir handeln.

Die von Erik Homburger Erikson (1902-1994) und seiner Ehefrau Joan Mowat Erikson (1902-1997) in ihrer (psychoanalytisch-psychosozialen) Entwicklungstheorie vertretene Annahme, dass in der zweiten Lebenshälfte das Generativitätsmotiv – verstanden im Sinne von erlebter und praktizierter Mitverantwortung für nachfolgende Generationen – mehr und mehr in das Zentrum des Erlebens trete, kann als psychologischer Hintergrund der in einer Generationenfolge wahrgenommenen und ausgeübten Verantwortung gedeutet werden. Dabei ist wichtig zu erwähnen, dass dieses Generativitätsmotiv in neueren psychologischen Theorien (übrigens auch des Heidelberger Instituts für Gerontologie) als wichtiges Entwicklungsthema auch des hohen und sehr hohen Alters beschrieben und zugleich dargelegt wird, dass die Verwirklichung eben dieses Motivs zum einen an entsprechende „Generativitätsskripte“ gebunden ist, die sich in früheren Lebensaltern ausgebildet haben (damit ist gemeint: bereits in früheren Lebensjahren hat sich dem Individuum die große Bedeutung seines mitverantwortlichen Handelns für das gelingende Zusammenleben mit anderen Menschen erhellt), zum anderen an entsprechende gesellschaftliche Erwartungen und Gelegenheitsstrukturen: Nur in einer Gesellschaft, die an alte und sehr alte Menschen die Erwartung richtet, dass sich diese im Rahmen ihrer gegebenen körperlichen und seelisch-geistigen Kräfte für nachfolgende Generationen engagieren, und die zugleich Begegnungsräume schafft, in denen sich dieses Motiv verwirklichen kann, werden ältere Menschen als mitverantwortlich Handelnde in Erscheinung treten (McAdams, Josselson & Lieblich, 2006).

Das von Erikson postulierte Generativitätsmotiv kann dabei, wie bereits hervorgehoben wurde, in einen thematischen Zusammenhang mit jenen ethischen Positionen gebracht werden, die vom unbedingten Anspruch *des Anderen* ausgehen und diesen dem eigenen Anspruch vorordnen (Løgstrup, 1989; Levinas, 1990). Der Blick in die Augen des anderen Menschen sensibilisiert uns für dessen un-

bedingten Anspruch auf Respekt, Anerkennung seiner Würde, Solidarität. Auch wenn wir diesen Anspruch nicht in Gänze verwirklichen können – er geht über unsere Handlungsmöglichkeiten hinaus –, so ist doch die in der Beziehung zwischen dem Anderen und mir selbst zum Ausdruck kommende, grundlegende Orientierung essenziell für jede Form von Freundschaft, Solidarität und Sorgeskultur. Es ist bedeutsam, dass Erikson die Generativität als eine psychologische Aufgabe betrachtet, die jener der Ich-Integrität unmittelbar vorausgeht. Die Ich-Integrität, so könnte man aus dieser Sequenz ableiten, folgt aus der Erfahrung, in anderen Menschen – vor allem der kommenden Generationen – fortzuleben, wobei das in der Generativität angesprochene Motiv der symbolischen Unsterblichkeit nicht im Sinne eines Narzissmus gedeutet werden darf, sondern vielmehr im Sinne der erlebten Verantwortung für die nachfolgenden Generationen und die Schöpfung (Erikson & Erikson, 1997).

#### *Ein umfassender Produktivitätsbegriff*

In einem ganz ähnlichen thematischen Zusammenhang steht auch die Selbstdeutung des eigenen Lebens als „Werk“, wie Simone de Beauvoir (1908-1986) in ihrer Monografie „Das Alter“ (1970) hervorgehoben hat: Nur dann, so die Autorin, werden Menschen ihr Leben als Werk begreifen können, wenn ihnen die Möglichkeit gegeben ist, in der Kommunikation mit anderen Menschen das eigene Leben zu reflektieren und dabei das lebendige Interesse der Anderen an diesem Leben zu spüren. Und nur unter dieser Bedingung kann etwas von diesem Werk an nachfolgende Generationen weitergegeben werden, kann sich die eigene Produktivität noch einmal entfalten. In einem derartigen kommunikativen Kontext, vor einem derartigen Erfahrungshintergrund hat Leopold Rosenmayr (geboren 1925) im Jahre 2011 das Buch „Im Alter noch einmal leben“ publiziert, das Wissenschaftliches und Biografisches (letzteres übrigens aus der Perspektive der familiären Generationenfolge, in die das eigene Leben gestellt wird) in einer Weise mischt, das hier in der Tat das wissenschaftliche und persönliche Leben als „Werk“ erscheint, von dem etwas an nachfolgende Generationen weitergegeben werden soll. Die in der neueren psychologischen und soziologischen Altersforschung – so auch im Fünften Altenbericht der Bundesregierung (2006), der sich mit den Potentialen des Alters beschäftigte, wie auch in den Empfehlungen der Akademiegruppe Altern in Deutschland (2009) – erhobene Forderung, gerade mit Blick auf Alter von einem umfassenden Produktivitätsbegriff auszugehen (der Produktivität eben nicht nur mit Leistungen in der Arbeitswelt gleichsetzt, sondern jede Form der Bereicherung anderer Menschen als Ausdruck von Produktivität versteht), findet hier ein bemerkenswertes Beispiel.

Es sei ergänzend auf wissenschaftliche Erfahrungen Bezug genommen, die das Institut für Gerontologie der Universität Heidelberg mit Blick auf die Generativität und Mitverantwortung im hohen und sehr hohen Lebensalter sowie die Formulierung generativitätsbezogener Erwartungen und die Schaf-

fung entsprechender Gelegenheitsstrukturen gewinnen konnte. In einer Untersuchung zu den Spätfolgen der Emigration und Vernichtungslagerhaft haben wir jüdische Bürgerinnen und Bürger in verschiedenen Ländern der Welt besucht und ausführlich interviewt (siehe dazu Kruse & Schmitt, 2000). Bei der Auswertung der Interviews (insgesamt haben ca. 250 Personen an der Untersuchung teilgenommen) wurde deutlich, dass ein Teil der befragten Männer und Frauen zwar – wie die anderen Teilnehmer auch – hervorhoben, dass im Alter die Intensität der Erinnerungen an Emigration und Lagerhaft wieder deutlich zugenommen habe, dass es ihnen aber zugleich gelinge, diese belastenden Erinnerungen zu verarbeiten, da sie schon seit Jahren in einem intensiven Dialog mit Schülerinnen und Schülern stünden, in dem sie ihr kulturelles, historisches und politisches Wissen weitergeben und damit junge Menschen zusätzlich für die Bedeutung sensibilisieren könnten, die auch der persönliche Einsatz für Menschenrechte, Demokratie und Frieden für das friedliche Zusammenleben von Völkern und Ethnien besitze. In diesem Engagement erkannten wir das *mitverantwortliche* Leben der ehemaligen Emigranten und Lagerhäftlinge, das diesen half, trotz der erfahrenen Belastungen in der eigenen Biografie „trotzdem Ja zum Leben zu sagen“, um hier einen Titel des Neurologen und Psychiaters Viktor Frankl (1905-1997) aufzugreifen, der im Vernichtungslager Auschwitz und kurz darauf in Kaufering, einem Außenlager des Konzentrationslagers Dachau, gefangen gewesen war (Frankl, 1946/2012). Neben dieser Studie ist eine weitere zu erwähnen, die das Institut für Gerontologie gemeinsam mit der Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft durchführte und in der der Generationendialog ehemaliger sowjetischer Kriegsteilnehmer und ehemaliger sowjetischer Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Deutschland mit Schülerinnen und Schülern im heutigen Russland, im heutigen Belarus und in der heutigen Ukraine im Zentrum stand. Dieses Projekt baute auf dem Konstrukt der Mitverantwortung und der Generativität auf. Es ging hier um die Frage, inwieweit die Möglichkeit, kulturelles, historisches und politisches Wissen an die junge Generation weiterzugeben und gemeinsam mit dieser zu reflektieren, zu einer Stärkung der Generativität wie auch zu einer Förderung erlebter Integration und Teilhabe sowie des Lebensrückblicks und des Wohlbefindens führen würde. Die positiven Effekte des Generationendialogs, die in dieser Studie nachweisbar waren, haben uns erneut gezeigt, wie wichtig die Formulierung generativitätsbezogener Erwartungen an die ältere Generation und die Schaffung entsprechender Gelegenheitsstrukturen für die Verwirklichung des Generativitätsmotivs im hohen und sehr hohen Alter sind (Kruse & Schmitt, 2011).

### **(III) Altersfreundliche Kultur**

Wie lässt sich nun vor diesem Hintergrund der Begriff der *altersfreundlichen Kultur* definieren?

(1) Unter altersfreundlicher Kultur verstehen wir zunächst die Einbeziehung älterer Menschen in den gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Diskurs, dabei auch in den gesellschaftlichen und kulturellen Fortschritt. Nicht selten ist im öffentlichen Diskurs die Tendenz erkennbar, *über* ältere Menschen zu sprechen, aber eben nicht *mit* diesen – der Altersforscherin Ursula Lehr zufolge Ausdruck der Vernachlässigung älterer Menschen, wenn nicht sogar der verborgenen Diskriminierung. *Über* ältere Menschen, aber nicht *mit* diesen zu sprechen, legt die Annahme nahe, dass diese nicht als ein aktiver, mitverantwortlich handelnder Teil der Gesellschaft wahrgenommen, dass diese in ihren Potentialen nicht ernstgenommen werden. In einer altersfreundlichen Kultur kommen ältere Frauen und Männer in gleicher Weise zu Wort, wird diesen in gleicher Weise Respekt entgegengebracht wie jüngeren Menschen. Eine altersfreundliche Kultur verallgemeinert nicht über die Gruppe der älteren Menschen, sondern achtet die „Einzigartigkeit des Seins“ (um hier noch einmal Hannah Arendt zu zitieren) der älteren Frauen und Männer.

(2) Mit dem erstgenannten Merkmal einer altersfreundlichen Kultur verwandt, doch einen etwas anderen Akzent setzend, ist die intergenerationelle Perspektive, die das zweite Merkmal einer altersfreundlichen Kultur bildet: Das Alter wird in eine Intergenerationenperspektive integriert, wobei ausdrücklich festzustellen ist – empirische Befunde stützen diese Aussage –, dass zwischen den Generationen ein reger Austausch von Anregungen, von Wissen, von Erfahrungen, von Hilfeleistungen, von Sympathiebekundungen besteht. Dieses Eingebundensein in eine Generationenfolge bildet für ältere Menschen noch mehr als für jüngere eine bedeutende Ausdrucksform von Teilhabe. Außerdem kann sich darin das im Alter wichtige Generativitäts- und Transzendenzmotiv verwirklichen. Prominente Beispiele für die Intergenerationenperspektive bilden Generationentandems und Mentorenschaften in der Arbeitswelt oder Patenschaften älterer Menschen im zivilgesellschaftlichen Bereich.

(3) Eine altersfreundliche Kultur artikuliert das vitale Interesse an den Potentialen im Alter (die von Person zu Person sehr verschieden ausfallen können) und schafft Rahmenbedingungen, die sich förderlich auf die Verwirklichung von Potentialen auswirken – zu nennen sind hier die Einführung flexibler Altersgrenzen in der Arbeitswelt (die nicht zu verstehen ist als Verzicht auf gesetzlich definierte Altersgrenzen) sowie der Abbau aller Altersgrenzen im Bereich des bürgerschaftlichen Engagements. Zu nennen sind weiterhin Gelegenheitsstrukturen, wie zum Beispiel Bürgerzentren, in denen sich die Generationen begegnen, gegenseitig befruchten und unterstützen: ein bedeutender Anreiz zur Verwirklichung von Potentialen im Alter.

(4) Eine altersfreundliche Kultur begegnet älteren Frauen und Männern, bei denen die Verletzlichkeit deutlich zum Ausdruck kommt, mit Respekt und Sensibilität. Sie fördert sozialräumliche Kontexte, die

Selbstständigkeit und Selbstverantwortung fördern und die Teilhabe sichern: Zu nennen sind Begegnungsmöglichkeiten im Wohnquartier, zu nennen sind differenzierte, zielgruppenspezifische Dienstleistungssysteme, zu nennen sind barrierefreie Umwelten, die sich positiv auf die Erhaltung oder Wiedererlangung von Selbstständigkeit und Mobilität auswirken.

(5) Auch im Falle schwerer körperlicher und kognitiver Verluste eines älteren Menschen achtet eine altersfreundliche Kultur dessen Einzigartigkeit, bringt sie ihren Respekt vor dessen Menschenwürde zum Ausdruck, vermeidet sie es, die Lebensqualität dieses Menschen von außen bestimmen zu wollen, spricht sie diesem nicht das grundlegende Recht auf Teilhabe wie auch auf eine fachlich und ethisch fundierte medizinisch-pflegerische Betreuung ab. Eine „Gradierung“ der Menschenwürde wird genauso vermieden wie eine altersbestimmte „Abstufung“ des Umfangs und der Qualität medizinisch-pflegerischer Leistungen: Entscheidend für diese Leistungen ist allein die fachlich begründete Indikation, jedoch nicht das Lebensalter (siehe die Beiträge in Fuchs, Kruse & Schwarzkopf [2010] sowie in Kruse [2010c]).

(6) Eine altersfreundliche Kultur ist vom Bemühen bestimmt, soziale Ungleichheit innerhalb der Gruppe älterer Menschen abzubauen und sicherzustellen, dass jeder Mensch – unabhängig von Bildung, Einkommen, Sozialschicht – die sozialen und medizinisch-pflegerischen Leistungen erhält, die sich in seiner konkreten Lebenssituation als notwendig erweisen.

(7) Eine altersfreundliche Kultur leugnet nicht die Rechte, Ansprüche und Bedürfnisse jüngerer Menschen, sondern ist vielmehr von dem Bemühen bestimmt, die Rechte, Ansprüche und Bedürfnisse aller Generationen zu erkennen und anzuerkennen, wobei keine Generation bevorzugt oder benachteiligt wird.

#### **(IV) Abschluss**

Wenn wir noch einmal die Potential- und Verletzlichkeitsperspektive zusammenschauen und nach einem Beispiel suchen, das für seelische und geistige Entwicklungspotenziale bei hoher körperlicher Verletzlichkeit spricht, so fällt hier der Blick auf den Komponisten Johann Sebastian Bach (1685-1750). In dem gerade erschienenen Buch „Die Grenzgänge des Johann Sebastian Bach – Psychologische Einblicke“ habe ich die körperliche, die seelische und die geistige Entwicklung dieses Komponisten in den letzten Jahren seines Lebens ausführlich dargestellt (Kruse, 2013). Johann Sebastian Bach litt in diesen Jahren an einem Diabetes mellitus Typ II (dieser wurde durch eine Skelettanalyse bei der Umbettung des Leichnams Anfang der 1950er Jahre nachgewiesen), der seinerseits mit Schädigungen

der Nervenzellen und Sinneszellen einherging; weiterhin waren bei ihm stark ausgeprägte motorische Läsionen erkennbar, die ihn mehr und mehr daran hinderten, seine Kompositionen selbst aufzusetzen (hier war er schließlich auf die Unterstützung durch seine Schüler angewiesen); schließlich traten eine Erblindung sowie ein Schlaganfall hinzu. Trotz dieser körperlichen Verletzlichkeit unterrichtete Johann Sebastian Bach Schüler (was damals hieß, diese bei sich aufzunehmen) und arbeitete an zwei Werken, die mit zu den größten gehören, die in der europäischen Kompositionsgeschichte je geschaffen wurden: der Fuge in d-Moll (BWV 1080) und der Missa in h-Moll (BWV 232). Die h-Moll-Messe führte er zum Abschluss, die Kunst der Fuge blieb unvollendet, da sich Bach am Ende seines Lebens intensiv mit der h-Moll-Messe befasste und nicht mehr die Zeit fand, den 14. Kontrapunkt in Gänze niederzuschreiben (bzw. niederschreiben zu lassen). Die Kunst der Fuge wird in der Musikwissenschaft auch aufgrund ihres „experimentellen“ Charakters als ein außergewöhnliches Werk eingestuft (Johann Sebastian Bach entfaltet in diesem Werk die unterschiedlichsten Fugentechniken, er entwickelt in diesem Werk geradezu eine „Fugenlehre“ für nachfolgende Musikergenerationen), die h-Moll-Messe erfährt ihrer umfassenden Gesamtanlage, der Vielfalt der Kompositionsformen, der eindrucksvollen Passung von Wort und Musik und ihrer ästhetischen Wirkung wegen eine derartige Bewertung. Nun muss man wissen, dass sich Johann Sebastian Bach am Ende seines Lebens vor allem mit dem *Credo in unum deum* und dem *Confiteor in unum baptisma* beschäftigt hat, also mit zwei Teilen der Missa, die in besonderer Weise auf seinen Glauben an den Großen Gott verweisen. In beiden Sätzen baut er über das jeweilige Cantus firmus-Motiv eine Fuge auf, die jeden Hörer in ihren Bann zieht: Hier wird das „Ich glaube“ (credo), hier wird das „Ich bekenne“ (confiteor) mit einer musikalischen Kraft deklamiert, dass man nie glauben würde, ein körperlich hoch verletzlicher, die Endlichkeit schon sehr deutlich spürender Mensch hätte diese Sätze geschrieben. Die darin zum Ausdruck kommende, seelisch-geistige Energie kontrastiert eindrucksvoll mit der immer schwächer werdenden körperlichen Leistungsfähigkeit. Dies zeigt, dass selbst im Angesicht des eigenen Todes Entwicklungsschritte vollzogen werden können – so bei Johann Sebastian Bach die Bekräftigung seines Glaubens an den Großen Gott bei zunehmender Gewissheit, bald zu sterben.

## Literatur

Arendt, H. (1960). *Vita activa oder vom tätigen Leben*. Stuttgart: Kohlhammer.

Beauvoir, de, S. (1970). *Das Alter*. Reinbek: Rowohlt.

Brandstädter, J. (2007). *Das flexible Selbst. Selbstentwicklung zwischen Zielbindung und Ablösung*. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.

- Brandstädter, J., Lindenberger, U. (Hrsg.) (2007). *Entwicklungspsychologie der Lebensspanne*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Erikson, E.H., Erikson, J.M. (1997). *The life cycle completed*. New York: Norton.
- Erikson, E. H., Erikson, J. M., Kivnick, H. Q. (1986). *Vital involvement in old age*. New York: Norton.
- Frankl, V. (1946/2012). ... *trotzdem Ja zum Leben sagen. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager*. München: Kösel.
- Fuchs, T., Kruse, A., Schwarzkopf, G. (Hrsg.) (2010). *Menschenwürde am Lebensende*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Heuft, G., Kruse, A., Radebold, H. (2006). *Gerontopsychosomatik*. München: UTB – Reinhardt.
- Hüther, M., Naegele, G. (Hrsg.) (2012). *Demografiepolitik – Herausforderungen und Handlungsfelder*. Wiesbaden: Springer VS.
- Jüttemann, G. (2002). Autogenese als lebenslanger Prozess. Ansätze zu einer Entwicklungstheorie der individuellen Persönlichkeit. In G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.), *Persönlichkeit und Entwicklung* (S. 288-340). Weinheim: Beltz.
- Kruse, A. (2005). Selbstständigkeit, Selbstverantwortung, bewusst angenommene Abhängigkeit und Mitverantwortung als Kategorien einer Ethik des Alters. *Zeitschrift für Gerontologie & Geriatrie*, 38, 223-237.
- Kruse, A. (Hrsg.). (2010a). *Potentiale im Altern*. Heidelberg: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Kruse, A. (Hrsg.) (2010b). *Leben im Alter – Eigen- und Mitverantwortlichkeit aus der Perspektive von Gesellschaft, Kultur und Politik*. Heidelberg: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Kruse, A. (Hrsg.) (2010c). *Lebensqualität bei Demenz? Zur Bewältigung einer Grenzsituation menschlichen Lebens*. Heidelberg: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Kruse, A. (Hrsg.) (2011). *Kreativität im Alter*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Kruse, A. (2012). Sterben und Tod – Gerontologie und Geriatrie. In M. Anderheiden, Wolfgang U. Eckart (Hrsg.), *Handbuch Sterben und Menschenwürde* (Band 3, S. 2051-2071). Berlin: de Gruyter.
- Kruse, A. (2013). *Die Grenzgänge des Johann Sebastian Bach – Psychologische Einblicke*. Heidelberg: Springer Spektrum.
- Kruse, A., Rentsch, T., Zimmermann, H.P. (Hrsg.) (2012). *Gutes Leben im Alter. Das hohe Alter in seinen Entwicklungsmöglichkeiten und Entwicklungsgrenzen verstehen*. Heidelberg: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Kruse, A., Schmitt, E. (2011). Verantwortung für sich und für andere. Identität und Generativität als psychologische Kernelemente selbst- und mitverantwortlichen Lebens. *Psychotherapie im Alter*, 8, 381-394.
- Kruse, A., Wahl, H.W. (2010). *Zukunft Altern: Individuelle und gesellschaftliche Weichenstellungen*. Heidelberg: Springer Spektrum.

- Lehr, U. (2007). *Psychologie des Alterns*.
- Lehr, U. (2010). In A. Kruse (Hrsg.), *Potentiale im Altern*.
- Levinas, E. (1990). *Humanismus des anderen Menschen*. Hamburg: Felix Meiner, 1989.
- Løgstrup, K.E. (1989) *Die ethische Forderung* (3. Auflage). Tübingen: Mohr Siebeck.
- Lindenberger, U., Smith, J., Mayer, K.U., Baltes, P.B. (Hrsg.) (2010). *Die Berliner Altersstudie*. Berlin: Akademie Verlag.
- Martin, M., Kliegel, M. (2010). *Psychologische Gerontologie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- McAdams, D., Josselson, R., Lieblich, A. (2006). *Identity and story: Creating self in narrative*. Washington: APA Books.
- Naegele, G. (Hrsg.) (2010). *Soziale Lebenslaufpolitik*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Nell-Breuning, v., O. (1987). *Unsere Verantwortung. Für eine solidarische Gesellschaft*. Freiburg: Herder.
- Plotin (1986). *Das Schöne - Das Gute - Entstehung und Ordnung der Dinge*. Herausgegeben und übersetzt von Richard Harder. Hamburg: Meiner.
- Rilke, R.M., Andreas Salomé, L. (1989). *Briefwechsel*. Herausgegeben von E. Pfeiffer. Frankfurt a.M.: Insel.
- Rosenmayr, L. (2011). *Im Alter noch einmal leben*. Wien: LIT-Verlag.
- Staudinger, U., Häfner, H. (Hrsg.) (2008). *Was ist Alter(n)? Neue Antworten auf eine scheinbar einfache Frage*. Heidelberg: Springer.
- Stern, W. (1923). *Die menschliche Persönlichkeit* (Band 2, Person und Sache). Leipzig: Barth.
- Thomae, H. (1966). *Persönlichkeit – eine dynamische Interpretation*. Bonn: Bouvier.